

Bibliotheken und Bibliothekare als Träger kultureller Aufgaben : vom Ethos des Berufes

Autor(en): **Scherrer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nachrichten / Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Schweizerische Vereinigung für Dokumentation = Nouvelles / Association des Bibliothécaires Suisses, Association Suisse de Documentation**

Band (Jahr): **32 (1956)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-771302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NACHRICHTEN - NOUVELLES

VSB - SVD ABS - ASD

1956

Jahrgang 32 Année

Nr. 5/6

BIBLIOTHEKEN UND BIBLIOTHEKARE ALS TRÄGER KULTURELLER AUFGABEN

Vom Ethos des Berufes

*Vortrag an der 55. Jahresversammlung
der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare¹ in Zürich
am 29. September 1956*

Von Dr. Paul SCHERRER

Direktor der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich

Als Goethe in den «Tag- und Jahres-Heften» auf seinen Besuch der Göttinger Universitätsbibliothek am 8. Juni 1801 zu sprechen kommt, bezeichnet er die Bibliotheksarbeit als die «unsichtbarste Tätigkeit»; und er fügt bei: «Man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet». In diesen kurzen Worten hat er zwei wesentliche Kennzeichen unserer Berufsarbeit festgehalten: die Verborgtheit, in der das Beste davon geleistet wird, und die unabsehbare, ja wir dürfen ruhig sagen, ungeheure Wirkung, die von ihr auf das gesamte Kulturleben ausgeht.

Das erste Merkmal, die «Geräuschlosigkeit», womit sich der Großteil unserer Tätigkeit abspielt, ist recht eigentlich die Ursache, warum wir heute einmal von Grundfragen reden müssen, von den kulturellen Aufgaben der Bibliotheken und Bibliothekare. Denn in dieser Geräuschlosigkeit liegt die ernste Gefahr, daß man vor lauter esoterischer Abgeschlossenheit und Heimlichkeit unseres Tuns außerhalb der Bibliotheken kaum mehr weiß, worin in Wirklichkeit unsere Aufgaben bestehen. Wollten wir es auf eine Rundfrage im weiteren Publikum ankommen lassen, man würde uns sicher als reinen Administrativberuf beurteilen, etwa als Magazinhalter verstaubter Wissenschaft, vielleicht sogar als literarische Friedhofverwalter. Bestenfalls dürfte man uns als nütz-

¹ Die am 29. September aus Zeitmangel vorgenommenen Kürzungen sind in diesem Abdruck rückgängig gemacht.

liche Auskunftsstellen für allerhand abwegige Fragen bis hinab zum Kreuzworträtsel loben. Daß wir aber Kulturträger sein könnten — das würde wohl gemeinhin als Selbstüberschätzung abgelehnt.

Nun will ich mit meinen Hinweisen das Gebot der Stille durchaus nicht verletzen, um die laute Propagandatrommel für unsere wahren Aufgaben zu rühren. Es gehört ja zu den wegweisenden Erkenntnissen der Bildung, um die wir uns bemühen, daß alle die großen sammelnden Kräfte des Lebens und der Kultur in den tiefen Schichten ruhen, die dem oberflächlichen Anblick entzogen sind. Und Bibliotheken bilden einen Teil dieses Bereiches der Sammlung in jedem Sinne des vieldeutigen Wortes. Sie sind, wie ich andernorts² ausführte, dem Quellgrund zu vergleichen, worin sich die Wasser anreichern, aus denen das kulturelle und wissenschaftliche Leben seine Substanz und seine Kräfte schöpft. Daß dieser Quellgrund gesund, unverschmutzt und gehaltvoll sei, ist unserer Sorge anvertraut. Daran hängt nicht wenig für das Gedeihen und Verderben aller Organismen, die in ihm wurzeln. Spielt sich doch hier die heimliche Vorbereitung späteren Wachstums ab. Vor knapp drei Wochen sprach der Rektor der Innsbrucker Universität auf dem österreichischen Bibliothekartag unumwunden aus, daß ohne die Bibliotheken — ich zitiere ihn wörtlich — «die Wissenschaft auch nicht das Geringste leisten könnte».

Aber trotz dieser Schlüsselstellung bleibt es das Wesensgesetz der Bibliotheken, in der lärmigen Betriebsamkeit der Gegenwart Stätten lautloser Bereitschaft zu sein. Mit Willen entziehen wir uns dem Jupiterlampenlicht der großen Weltbühne und seiner Blendung durch das nur «Zeitgemäße». Wir distanzieren uns gelassen von den wilden Kulturtragödien und tollen Zivilisationskomödien, die auf ihr agiert werden. Wir wissen um die Flüchtigkeit aller Sensationen, um das rasche Heiserwerden der lauten Schreier. Der kulturellen Kurzwellentechnik, die aus ihren Lautsprechern dröhnt, setzen wir die langwelligen Abläufe entgegen, nicht ohne freilich auch das Oberflächengekräusel der Gegenwart als Bestandteil oder Symptom der großen Entwicklungslinien miteinzubeziehen. Wir sind in einer Zeit, da selbst das künstlerische und geistige Leben immer mehr kommerzialisiert wird, Betreuer seiner Erscheinungen nicht um ihres Marktwertes, sondern um ihres Gehaltes willen. Wir bilden in einer Epoche, wo Lärm aller Art, neben dem akustischen auch optischer, seelischer, weltanschaulicher, grauenhaft und besinnungsraubend überhand nimmt, Zufluchtsorte der schöpferischen Ruhe.

² Schweiz. Hochschulzeitung 1955, Sonderheft ETH, S. 196.

Ist es nicht fast ein Wunder, daß in unserer Laienwelt noch Institutionen (nicht bloß Einzelmenschen) existieren, die solche Geräuschlosigkeit als Wesenszug tragen und dennoch intensiv wirken? Ich glaube, dadurch allein schon wären wir für unsere Gegenwart Träger einer kulturellen Aufgabe. Denn als Refugien stiller Besinnung können die Bibliotheken das bedeuten, was nach Diodorus Siculus³ der aegyptische König Osymandyas⁴ seiner Bibliothek zum Leitsatz gab: «Heilstätte der Seele», *Ψυχῆς ἱατρεῖον*. Nicht ohne Grund hat diese älteste Bibliotheksinschrift Jahrtausende überdauert und steht als Motto über dem Eingang unserer ehrwürdigen St. Galler Stiftsbibliothek und als Devise auf dem Exlibris der berühmtesten Bibliothek des Nordens, der Universitätsbibliothek Uppsala. Wenn ich aber so die

Stille,

die Geräuschlosigkeit, als jene Eigenschaft heraushebe, die unserem Beruf das Gepräge gibt, so wird mich niemand von meinen Kolleginnen und Kollegen dahin mißverstehen, als wollte ich Bibliothekstätigkeit zum geruhsamen Metier stempeln. Was dies betrifft, die Beanspruchung, die Spannung, den Arbeitsrhythmus unserer Betriebe, da müßten wohl fast alle von uns mit Gretchen im «Faust» klagen (verzeihen Sie mir die literarische Blasphemie):

«Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.»

Doch von dem, was uns das Herz schwer macht, von Kreditsorgen, Personalmangel und Raumbedrängnis soll in dieser Feierstunde nicht die Rede sein. Das müssen wir im stillen Kämmerlein mit unseren Behörden erledigen. Es sei nur betont, daß die Zeit des Spitzweg-Bibliothekars für uns unwiederbringlich dahin ist, samt ihren Spinnweben, Leitern, Wischlappen und dem Schmöckern in kurieusen Folianten. Sie war ja schon vorüber, als Spitzweg sein bekanntes Bild malte: denn just in jenen Dezennien löste sich das

³ Diodori Bibliotheca historica ed. Dindorf, Lipsiae 1866, Vol. 1, p. 73.

⁴ Usima-Re, Thron-Name von Ramses II oder Ramses III; es handelt sich höchst wahrscheinlich um die Bibliothek des Ramesseums zu Theben; vgl. R. Teichl in: «Das Antiquariat», Jahrg. 8, Nr. 13/18, Wien 1952, S. 82/83. Die Inschrift soll auch über dem Hauptportal der 1764 vollendeten Herzogl. Bibliothek von Modena und in lateinischer Fassung in Verona verwendet worden sein.

moderne Bibliothekswesen aus den Biedermeier-Idyllen ab und entfaltete sich in Paris, London, München und anderwärts zu neuzeitlichen Großorganisationen. Damit hatten Beschaulichkeit und Sinecure ein Ende. Von da an war die Bibliothekstätigkeit eingespannt in das atemlose Tempo des aufstrebenden Wissenschaftslebens und des industriellen Zeitalters. Unter den gehetzten Berufsmenschen wurde der Bibliothekar einer der gehetztesten: denn von ihm wollte jedermann Auskunft, er sollte seine Augen überall haben, alles Kommende erspüren, von allem Vorhandenen etwas wissen und im Wirbel der Begebnisse noch einen Rest der Übersicht bewahren. Dabei gab man ihm, im Gegensatz zu anderen Berufen, bei weitem nicht die Mittel und die Gehilfen, um seine überdimensional wachsenden Aufgaben zu lösen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Knappheit an allen Ecken und Enden durch fast ungesunde Steigerung seines Arbeitseinsatzes aufzuwiegen. Von der mönchischen Weltabgeschiedenheit behielt er nur noch die ethischen Grundlagen: die Bereitschaft zu entsagungsvollem Dienen, das anonyme Zurücktreten in die Pflichterfüllung, den Verzicht auf äußeren Glanz und die mehr oder weniger freiwillige Armut. Sein Alltag wurde zur wahnwitzigen Jagd immer neuer Anforderungen.

Umsomehr tut es Not, daß wir feiertags nach den großen Grundlinien unserer Tätigkeit suchen. Sonst verlieren wir Richtung und Kompaß. Nicht Wenige von uns stehen denn auch in Gefahr, in ihrem Wirkungskreis Nebensachen überwuchern zu lassen. Beängstigend anschwellende Büchermassen drängen die Probleme der technischen Bewältigung dieser Flut in den Vordergrund. Die wachsenden Betriebe verlangen ein Maß methodischer Organisation und Rationalisierung, das der geistigen Vertiefung nicht zuträglich ist. Bürotechnische und photomechanische Hilfsmittel beanspruchen eine Bedeutung, die manchenorts fast zum Selbstzweck auszuarten droht. Oft ist man versucht, über diesen zivilisatorischen Errungenschaften einen bekannten Buchtitel auch auf das Bibliothekswesen anzuwenden: *Mechanization takes command!*⁵ Wenn wir vor diesem Ansturm der Zeiterscheinungen mehr und mehr in die Spezialisierung flüchten, erhebt sich die Gewissensfrage, ob wir damit nicht erst recht unsern eigentlichen Heimatboden aufgeben.

In solcher Bedrängnis ist es für uns unerläßlich, hie und da gleichsam aus der Zeit heraus zu treten und (wie die Marschallin in Hofmannsthals *Rosenkavalier*) die Uhren alle abzustellen, damit wir wieder die Grundtöne hören, auf die es entscheidend ankommt.

⁵ von Sigfried Giedion, New York 1948.

Unser Fach macht uns ja solche

Zeitlosigkeit oder Überzeitlichkeit

leicht. *Schopenhauer* hat diese Eigenschaft der Bibliotheken in ein geologisches Gleichnis gekleidet: «Wie die Schichten der Erde die lebenden Wesen vergangener Epochen reihenweise aufbewahren; so bewahren die Bretter der Bibliotheken reihenweise die vergangenen Irrtümer und deren Darlegungen, welche, wie jene ersteren, zu ihrer Zeit, sehr lebendig waren und viel Lärm machten, jetzt aber starr und versteinert dastehen, wo nur noch der literarische Paläontologe sie betrachtet»⁶. Das ist bitter gesagt; die Bitterkeit aber ändert nichts daran, daß solche paläontologische Betrachtung des Weltgeschehens Distanz verleiht. Und diese Distanz erst läßt das allmähliche Werden erkennen, woraus sich die Gesetze der Entwicklung ergeben. Sie ist nicht nur für uns selber, sondern für jeden heilsam, der in der verwirrenden Hast unserer Gegenwart steht, dieser Gegenwart, von der man nicht mit Unrecht sagt, sie habe die Fülle der neuen und neuesten Mittel, die ihr Naturwissenschaft und Technik anbieten, seelisch überhaupt noch nicht bewältigt. Da gibt es nichts anderes, als gelegentlich in das Bad der Zeitlosigkeit einzutauchen, in das Erlebnis der raschen Vergänglichkeit des Augenblicks, den wir allzuoft überschätzen.

Wir leben ja unter unseren Büchern in einer Art irdischer Ewigkeit. In ihr ist das zeitlich Entlegenste, das Urälteste simultan mit dem Allerneuesten zur Stelle und kann unversehens gleich wichtig werden wie das Heutige. Es herrscht eine potentielle Allgegenwart von allem, was in Menschheit und Natur sich je ereignet hat. Und unsere Aufgabe ist oder wäre es, mit den Methoden der Sachkatalogisierung und der Dokumentation den unermesslichen geistigen Besitz, der in unseren Papiermassen schlummert, lebendig und jederzeit griffbereit zu halten, damit er verfügbar sei, wenn im Weggang des geistigen Vergehens und Wiederauferstehens bei den Benützern das Bedürfnis danach erwacht.

Wer sich unserem Beruf mit offener Seele hingibt, der zieht aus dieser unendlichen Weite seiner Zeitdimensionen einen weltanschaulichen Gewinn: die Erkenntnis, daß im Wandel der Entwicklungen wiederkehrende Elemente vorkommen, geistige und menschliche Konstanten, an denen man sich orientieren kann. Unwillkürlich drängen sich Grundformen auf, welche Maßstäbe abgeben, um die Gegenwart daran zu messen.

⁶ Parerga und Paralipomena, Vereinzelt, jedoch systematisch geordnete Gedanken . . . , Kap. XXIV «Über Lesen und Bücher» § 310.

Nicht allein uns selber fördert dieses ständige Neu-Erleben von Geisteshaltungen, die über Jahrhunderte hinwegreichen. Wenn wir im Rahmen der besonderen Aufgaben eines jeden Bibliothekstyps und einer jeden Bibliotheks-Individualität unsere Sammeltätigkeit auch unter solche Gesichtspunkte stellen, leisten wir unserer schnelllebigen Zeit zweifellos einen weiteren erheblichen Dienst. Wir bieten ihr ein Korrektiv für die Augenblicksbefangenheit. In den Erschütterungen zweier Weltkriege haben viele den alten Glauben an objektive und absolute Wahrheiten verloren. Manche meinen, keine fortschrittlichen Zeitgenossen zu sein, wenn sie nicht wacker an der Selbstzerstörung der abendländischen Tradition mitarbeiten. Alle diese brauchen mehr als je das Bewußtsein der

Kontinuität,

um nicht völlig haltlos und wurzellos zu werden.

Wo aber drängt sich Kontinuität allseitiger auf, als in den universalen Bibliotheken, die das menschliche Geistesgut in seiner ganzen Tiefe und Breite aufbewahren?⁷

«Hier öffnen die Toten den Lebenden die Augen», soll über einer Bibliothek zu Murcia in Spanien stehen. Darin liegt die großartige Formel für eine Grundtatsache jedes Bildungsvorgangs und eine tiefe Einsicht in das Ineinandergreifen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die Vorstellung des Fortbestandes alles echt Lebendigen ist an keine Konfession oder Religion gebunden, sondern nur schlichter Ausdruck des tief menschlichen Bedürfnisses nach Dauer, Beständigkeit und Geborgenheit. Und wir in den Bibliotheken sind mehr als andere dazu berufen, daran zu erinnern, daß dieser menschliche Wunsch legitim und weithin gültig sei; denn wir vertreten ihn nicht nur im Dienste einer einzelnen Weltanschauung, sondern in allen seinen möglichen Abwandlungen. Daß aber solche Dauerhaftigkeit in einer Gestalt sichtbar werde, in der die verschiedensten Richtungen und Gemeinschaften sie anerkennen können, das ist wohl sehr nötig als Gegenbild gegen alle jene Tendenzen, die mit kurzfristigen kulturellen Konjunkturschwankungen ihre Geschäfte machen.

⁷ Kontinuität beherrscht übrigens nicht nur die geistige Entwicklung, sondern in mindestens ebenso hohem Maße auch das Werden in der Natur. Eine alte Sentenz sagt: «Natura non facit saltus», «Die Natur macht keine Sprünge». Sie bleibt für das makrophysikalische Gebiet nach wie vor in Kraft, trotz der kausalen Indeterminiertheit im Mikrophysikalischen (Atomaren) und im biologischen Bereich der Steuerungen.

Sie sind natürlich daran interessiert, die Gegenwart um das menschlich Gleichbleibende zu prellen. Dann können sie uns jederzeit das Allerneueste aufschwätzen.

Wir Bibliothekare sind noch aus einem weiteren Grunde als Missionare der Kontinuität ausgewiesen: Wir haben ihren Wert selber erprobt. Die langwierige Mosaikarbeit beim Aufbau unserer Bestände lehrt uns, daß Belangreiches selten einem plötzlichen Akte entspringt. Selbst dort, wo es überraschend ins Licht tritt, geht es aus einem langen Prozeß unsichtbarer Keimung hervor und hat Wurzeln, die tief hinabreichen⁸. Wir kennen den Wert der Stetigkeit für alles organische Wachstum. Wir haben erfahren, wie das Meiste, was gedeihen soll, geduldig kultiviert werden muß. Geduld jedoch ist wiederum eine jener Tugenden, die jüngstens bedenklich zu verkümmern beginnen.

Auch in einem dritten Sinne schließlich bildet Kontinuität ein Leitmotiv unserer Arbeit: wir selber sind in sie eingereiht. Wir sind nur gleichartige Glieder in einer langen Kette von Vorgängern und Nachfolgern und haben das Übernommene treulich fortzuführen und einmal, wohlerhalten und gemehrt, in andere Hände zu legen. Je feinhöriger wir dem uns Überlieferten die Grundsätze ablauschen, nach denen unsere Vorläufer am Werk bauten, umso überzeugender wächst im Laufe der Generationen daraus ein geschlossenes Ganzes hervor. Einordnung ist unsere Parole, sogar Unterordnung unter Weisungen, die uns oft niemand mit ausdrücklichen Worten übermittelt, die wir aus der Art der Bibliothek herauslesen müssen, in deren Dienst wir stehen. Selten ist uns eine persönlich abgerundete Leistung vergönnt; was wir zustande bringen, knüpft mit tausend Fäden an früheres an und geht ohne erkennbaren Abschluß unmerklich in künftiges über. Wenn es streckenweise dennoch unseren individuellen Stempel trägt, so unterläuft uns das ohne Absicht, höchstens darum, weil auch der Sachlichste sich selbst nicht völlig verleugnen kann. Aber das beherrschende Prinzip unseres Tuns ist immer Gemeinschaft: Wirken für die Gemeinschaft und im Zusammenhang einer Gemeinschaft.

⁸ Das trifft sogar bei den scheinbar spontansten Schöpfungen, den Kunstwerken zu. Unbestreitbar gibt es z. B. Gedichte, die im Fieber eines Schaffens Augenblicks in nahezu vollendeter Gestalt hervorbrechen und beinahe wie auf fremdes Diktat in wenigen Minuten niedergeschrieben werden. Aber auch ihnen geht die lange Reifung durch unfaßbare Erlebnisabläufe voraus. In andern Fällen läßt sich (wie oft bei Hölderlin, C. F. Meyer und Leuthold) Schritt für Schritt verfolgen, daß aus unzureichenden Entwürfen erst durch einen langsamen Verdichtungsvorgang die endgültige, fugenlos geschlossene Kunst-Form wird.

Bedenken wir das recht, dann merken wir, daß uns der Beruf damit von neuem zu einem Verhalten erzieht, das heutzutage nicht mehr selbstverständlich ist. Wir leben ja seit Jahrzehnten in einer Epoche, welche die Originalität vergötzt und maßlos übertreibt. Sie scheint in den Gebieten, die man vielleicht fälschlicherweise als «Kultur» im engeren Sinne zu bezeichnen pflegt, in Literatur und Kunst, vergessen zu haben, daß die großen Leistungen der Vergangenheit von Gemeinschaften getragen wurden, von Ständen, Gesellschaftskörpern, oder, in zeitlicher Staffelung, von Generationenfolgen. Allzusehr ging das Bewußtsein des bereichernden und helfenden Wertes der Tradition verloren (ich meine nicht die formal erstarrte und entleerte, sondern die als Lebensinhalt früherer Geschlechter zur Fortbildung fähige Überlieferung). Man bewertet das Subjektive zu hoch. Man verschließt die Augen davor, wie dünn alles ist, was auch der vitalste und talentierteste Einzelne aus bloßer Eigensubstanz zu schaffen vermag. Wie dürftig bleibt es doch, verglichen mit der Mächtigkeit und Dichte des Lebensgutes der Besten aus Jahrhunderten⁹.

Unser Beruf heilt uns von der hauptsächlich in der literarischen Halbwelt verbreiteten Zeitkrankheit, «Persönlichkeit» mit unausgereifter Eigenwilligkeit und gar übersteigerter Einseitigkeit in einem verengten Bezirk zu verwechseln. Er führt im Spiegel der Geschichte, der in unseren Händen ist, das Widerspiel der Willkür vor: maßgebende Persönlichkeiten, die nicht selbstleuchtende Körper waren. Er verweist uns an jene Gelehrten und Künstler, die wie Sammellinsen aus reinem Glas von großem Brechungsvermögen alle Strahlen aus der Vergangenheit und aus den überirdischen Räumen aufnahmen, um sie mit verstärkter Leuchtkraft zusammengefaßt ins Bild ihrer eigenen Zeit zu projizieren. Und wir erleben dabei, daß viele unter den Größten nur deshalb so unerhörte Höhen erreichten, weil ihre eigene Begabung ein Medium sein durfte, durch das die Lichtfluten des Gewesenen durchströmten und woraus sie in neuer Tönung hervorgingen. Daß dies auch fürder möglich sei, dazu trägt jede, sogar die unscheinbarste, unserer Arbeiten bei.

Was ich bisher als Züge des bibliothekarischen Berufsethos herauszuarbeiten versuchte, es sind gewiß Gehalte von hohem Range.

⁹ Es gibt zu denken, daß in den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern, obwohl (oder weil?) dort die erstaunlichsten Fortschritte gemacht werden, das Verhältnis zur Tradition ein viel natürlicheres ist, als etwa im künstlerischen Kulturleben. Keinem Mathematiker oder Physiker z. B. fällt es ein, die gesamte Tradition über Bord zu werfen, im Glauben, er könnte das bisher Geleistete nur aus eigenem Vermögen von Grund auf neu errichten oder überbieten. Jeder weiß, wie viel er früheren Fachgenossen verdankt.

Sie reichen über die Bibliotheken hinaus, diese drei Eigenschaften:

Stille als Atmosphäre des Wirkens,

Zeitlosigkeit oder Überzeitlichkeit (worunter ich Loslösung vom Augenblick und Distanz zur eigenen Zeit verstehe, aber auf keinen Fall Zeitferne oder gar Gegenwartsfremdheit) und schließlich

Kontinuität, Sinn für Dauer, Geduld für das Wachsenlassen und Eingliederung in größere Zusammenhänge.

Diese Einstellungen sind ja innerlich auf das engste miteinander verwandt. Aber selbst in ihrer Gesamtheit besitzen sie noch keinen Eigenwert, sondern gelten erst als Prämissen. Sie bilden nicht viel mehr als das Klima, in dem die eigentlichen Grundwerte der Kultur gedeihen können.

Ihr erster und für uns wichtigster ist die

Objektivität.

Gerade wegen ihrer überragenden Bedeutung gehört sie heute zu den am meisten gefährdeten und am heißesten umstrittenen Werten im kulturellen Dasein. Den Bibliotheken ist sie als natürliches Ergebnis ihres Werdens und Sammelns eigen. Darum versuchen jene Mächte, denen sie unbequem liegt, von alters her, Bibliotheken unter ideologischen Gesichtspunkten zu «säubern». Sie wußten zu allen Zeiten, warum sie es taten. Sie erkannten, daß damit ein unauflösliches kulturelles Gewissen zum Verstummen gebracht würde. Gleichzeitig packten sie die Eigenständigkeit des Bibliothekswesens an der Wurzel. Denn nur so war dieses in die unbedingte Botmäßigkeit ihrer Zwecke zu bringen. Mit der Objektivität und dem Recht auf sie wird nämlich die stärkste Wurzel der Freiheit ausgerottet.

Glücklicherweise kann man dazu das herrliche Wort des Primislaus aus *Grillparzers* «Libussa» anführen:

«Halb ist das leicht, und ganz vielleicht unmöglich».

Denn die Freiheit ist ein so tiefes Urbedürfnis alles Geistigen, daß sie sich auch in ihrer Gestalt als Objektivität schlechterdings nicht völlig beseitigen läßt. Die Unterdrücker selber können sie nicht ganz entbehren. So brauchten zum Beispiel die Ideologen des dritten Reiches kommunistische und liberalistische Schriften als Kontroversliteratur, um daran ihre dialektischen Klängen zu schärfen; also sammelten sie solche. Damit verhalfen sie dieser Literatur in den großen Bibliotheken des eigenen Landes zur Erhaltung.

Bietet uns das nicht den eindrucklichsten Beweis, wie die Bibliotheken aus der einfachen Pflicht, zu bewahren, heraus, einen hohen

Wert durch Jahre hindurchretteten, in denen er sehr tief im Kurse stand? Bibliotheken sind eben in ihrer Beharrlichkeit widerstandsfähiger als viele andere Einrichtungen des Bildungslebens. Schulen und Hochschulen mögen vor den Mächten und Strömungen, die das Jetzt beherrschen, kapitulieren und haben es getan. Politische und weltanschauliche Gegenbewegungen kann man mundtot machen oder verbannen — die Bibliotheken ergeben sich nicht! Schweigend reden sie für jeden, der ihre stumme Sprache versteht.

Zudem übertreffen sie — was zunächst kaum glaublich scheint — an Objektivität die größten Charaktere und die genialsten Einzelmenschen. Wie rar sind etwa die Gelehrten oder Künstler, — von den Politikern schon gar nicht zu reden — welche die Auffassung des Gegenparts als gleichberechtigt annehmen! Kein Einzelner, vor allem kein Schaffender, und wäre er der Beste, kann zu Lebzeiten aus seiner Haut heraus; keiner vermag der strengen Forderung des Primislaus (um in dem Libussazitat fortzufahren) voll zu genügen:

« Allein bei allen Kämpfen dieses Lebens
den Anspruch bändigen der eignen Brust,
Nicht mild, nicht gütig, selbst großmütig nicht,
gerecht sein gegen sich und gegen andre,
das ist das Schwerste auf der weiten Erde,
und wer es ist, sei König dieser Welt ».

Die Bibliotheken jedoch erfüllen diese königliche Pflicht. Denn solche Gerechtigkeit, solche Unvoreingenommenheit, solches Anhören aller Parteien, solches Verzichten auf das Geltendmachen der eigenen Meinung, der persönlichen Neigung, das ist ihr oberstes Gebot. Die Arbeit in ihnen erzieht zur reinen Betrachtung, zur objektiven Anschauung, zur Wahrheit und dadurch zum selbstlosen Dienen.

Allerdings: diese innere Freiheit, mit der wir Bibliothekare allen Erscheinungen gegenüberstehen sollen, sie wird uns nicht geschenkt: von ihr gilt Fausts Wort über der Weisheit letzten Schluß:

« Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß! »

Und damit wende ich mich an Sie, meine jungen Kolleginnen und meine jungen Freunde und Mitarbeiter: erobern Sie sich vor allem diesen Zentralbegriff unseres Berufes: Objektivität. Er ist das wirksamste Mittel zur Selbsterziehung, ohne die es in unserem Fache nicht geht. Sobald Sie die Objektivität zu handhaben verstehen, werden Sie entdecken, welchem herrlichen Stande

Sie angehören: einem Berufe, der geistige Entwicklungsmöglichkeiten und Anregungen zur Verinnerlichung bietet, wie nicht viele sonst. Was andere vom begrenzten Felde ihrer Tätigkeit aus mühsam suchen müssen: die Bibliothek trägt es im Überfluß an Sie heran. Sie haben bloß zu wählen und spannkraftig genug zu sein, aufzunehmen, viel aufzunehmen. Es liegt nur an Ihnen, aus diesen Möglichkeiten ein Ziel zu machen, das Sie weiter und auf die Höhe führt. Und sogar wenn Sie in der verstaubtesten Winkelbibliothek stecken: der Weg in die unbegrenzte Weite steht Ihnen durch den Zugang zu den Büchern offen.

Mit der Objektivität aber erwerben Sie sich noch eine ihrer Abarten, eine Eigenschaft, die von jeher das geheime Kennzeichen durchgebildeter Menschen war:

Differenziertheit.

Wie vielfältig abgestuft sind nicht die Werke in Ihren Bücher speichern, wie tausendfach verschieden die Interessen der Benutzer! Da erschließt sich der ganze Reichtum der Wirklichkeit und des überwirklichen Daseins! Da versagt jede « Normierung ».

Der Zug unserer Zeit geht zwar in entgegengesetzter Richtung: auf die « terribles simplifications »¹⁰. Sie sind « praktischer », bequemer und gewährleisten den lukrativeren Absatz. Weil das nicht wegzuleugnen ist, können wir die feinnervige Differenziertheit, die der Bibliotheksdienst in uns ausbildet, als notwendige Gegenwirkung gegen die sich ausbreitende Verflachung und Vermassung gar nicht genug hochhalten. Auch diese unerfreulichen Erscheinungen haben ja ihre guten Gründe. Die Überbeanspruchung durch die Unzahl der heute auf den Menschen einströmenden Eindrücke ruft gleichsam als psychische Schutzmaßnahme das Verlangen nach Vereinfachung hervor. Aus Abwehr fast sind so viele unserer Zeitgenossen der Versuchung zur Verengung ausgesetzt. Dazu macht es ihnen manche materielle Beschränkung und die Zeitknappheit schwerer als früher, die ganze Vielgestaltigkeit des Wirklichen aufzunehmen und zum vollen, ganzen Menschen zu werden. In den Bibliotheken ist uns das noch möglich: denn im Schriftgut besitzen wir die unübersehbare Wirklichkeit in verdichteter Form, in seinem « farbigen Abglanz haben wir das Leben ». Pflegen wir diesen Farbenreichtum

¹⁰ Freilich könnten gerade die Naturwissenschaften zeigen, wie tatsachenfremd und unzulässig solche Vereinfachungen sind. Die außerordentlich komplizierten Verhältnisse, welche z. B. die moderne Physik oder Biologie aufdeckt, müßten, als Bildungselemente aufgenommen, nachdrücklich vor der Illusion warnen, es sei dem Lebendigen mit primitiven Methoden beizukommen.

umso mehr, je schneller die Umwelt in ein gleichförmiges Stahlgrau verblaßt.

Es wird nicht dabei bleiben, daß die Nuancen-Fülle auf unserem Arbeitsfeld den Charakter des Bibliothekars allein formt. Die Differenziertheit strahlt von den Bibliotheken auf ihre Benützer aus. Sie hilft dort das Bewußtsein zu wecken, es ruhe in den Büchersammlungen ein noch lange nicht genügend ausgeschöpfter Vorrat des Wissens, der Schönheit, des Nützlichen und natürlich auch der Schattenseiten der Welt und ihrer sozialen Verhältnisse. Diesen Schatz zu heben, ist in Zeiten der schlimmsten Verarmung, der geistigen und seelischen, unser Auftrag. Wir dürfen hierauf aber nicht bloß Schatzhüter der Überlieferung sein, wir müssen Schatzmeister werden, die sie im rechten Augenblick ausgeben, damit sie « aus den Särgen erblühen soll zu schönern Los ».

Hier liegen insbesondere für die Volks-, Stadt- und Kantonsbibliotheken große Verpflichtungen. Und das gleiche ergibt sich, wenn wir die Begriffe Objektivität und Differenziertheit auf uns selber beziehen, sei es auf uns als Personen, als Gemeinschaften, als Regionen, oder als Volk und Staat im gesamten. Sie führen dann zur

Selbstbesinnung.

Man weiß es seit langem, daß Bibliotheken eine wesentliche Grundlage dafür sind. Wo sie alles vereinen, was eine Gemeinde, eine Stadt, ein Landesteil oder ein ganzes Land literarisch hervorgebracht hat, und was über diese regionalen Gebilde geschrieben und gedruckt wurde, schaffen sie ja erst eigentlich die Voraussetzung zu dem alten delphischen *γνώθι σεαυτόν*, «Erkenne dich selbst!» Aus seiner Forderung leiten die Nationalbibliotheken, Kantons-, Stadt- und Gemeindebibliotheken geradezu einen Teil der Daseinsberechtigung ab. Eine ihrer Hauptaufgaben ist es doch, das nationale, regionale oder lokale Schrifttum in erreichbarer Vollständigkeit zu sammeln.

Zwar kam es in jüngster Zeit durch das Steigen der Flut des Gedruckten nicht selten (und nicht nur im Inland) zu Ermüdungserscheinungen. Die regionalen Sammlungen beginnen da und dort in Rückstand zu geraten und Lücken aufzuweisen.¹¹

Ich habe alles Verständnis dafür, wenn einen Bibliothekar mitunter der horror papyri anwandelt, die blasse Angst, in der Sintflut

¹¹ Eine Nebenwirkung erkennt man darin, daß auch die Erträgnisse dieser Sammlungen, die regionalen Bibliographien, vielfach in ihrem Fortbestand gefährdet sind.

der Druckerzeugnisse zu ertrinken. Mit Recht revoltiert gelegentlich das Gefühl für Qualität gegen die Anwendung des sturen Vollständigkeitsprinzips auf das Belanglose und Minderwertige. Doch vergessen wir in solchen allzumenschlichen Anfechtungen nicht, wie schwer es für uns Heutige ist, vorauszusehen, was der Zukunft wichtig scheinen wird. Hüten wir uns, überhebliche Censoren zu werden! Wie rasch doch wechseln die Gesichtspunkte! Ist es nicht vorgekommen, daß ganze Literaturgattungen, wie etwa die Alchymie (jahrzehntelang für pure Phantasterei und baren Unsinn gehalten), plötzlich zu Quellen der Deutung psychologischer Archetypen wurden? Und ferner haben wir erlebt, was noch viel grotesker war, daß Personen, die meine Generation in ihrer Studienzeit als armselige Lärmmacher kannte und kaum mit einem verächtlichen, geistig überlegenen Lächeln zur Notiz nahm, sich in Führerstellen aufschwangen, wo sie — leider — Weltgeschichte machten.

Derlei Erfahrungen sind aufschlußreich. Sie bringen uns (womit ich meine Tugendlehre fortsetze), etwas bei, das gegenwärtig auch nicht mehr viel gilt: Bescheidenheit und Zurückhaltung. Man wird als Bibliothekar — sagen wir vorsichtshalber als alternder Bibliothekar — von der Bescheidenheit nachdrücklicher in die Erkenntnis der eigenen Grenzen, der individuellen Bedingtheit zurückgewiesen, als mancher andere Beruf. Denn in vielen Sparten kann unter dem Zeichen der Spezialisierung der oder jener sogar mit durchschnittlicher Intelligenz zu Staunen erregender Beherrschung seines engeren Faches gelangen. Wir Bibliothekare sind nie so weit; wir beherrschen die Materie, mit der wir zu tun haben, nie, weil sie weiter ist als auch der geräumigste Kopf sein kann. Da sie sich uferloser ausdehnt, als je ein Einzelner zu überschauen vermag, sind wir nie Könner, sondern immer von neuem Anfänger, werdende, dankbar für alles, was wir empfangen. Auch wo wir uns regional oder sachlich beschränken, wächst unser Material heute meist ins Ungemessene.

Enthält das nicht ebenfalls ein Stück Selbstbesinnung? Es zeigt uns die hundertfachen Möglichkeiten der eigenen Art, des eigenen Stammes, des nahen Gemeinwesens, es lehrt uns die Ehrfurcht vor der fast unbegreiflichen Lebensfülle sogar in den begrenzten, mikrokosmischen Tatbeständen. Es weckt die Bewunderung für alles organisch Gewachsene im Vergleich zum willkürlich Konstruierten. So trägt es dazu bei, unsere Wurzeln im Mutterboden zu festigen. Es hilft, in der allgemeinen Auflösung, wie sie Übergangsperioden und kulturellen Krisenzeiten anhaftet, uns selber treu zu bleiben.

Ich kann das nicht aussprechen, ohne sogleich das Bekenntnis abzulegen, daß dies nur der eine Pol in unserem Berufsethos ist. Jedes lebendige Dasein heißt Auseinandersetzung einer Individualität mit der Welt, dem Makrokosmos.

So ist auch uns Bibliothekaren

Weltweite und Weltoffenheit

als entgegengesetzte Aufgabe gestellt¹². Und zwar Weltweite in jeder Hinsicht, räumlich, zeitlich, fachlich und sprachlich. Sie scheint in den engen Grenzen eines Kleinstaates ebenso unentbehrlich, wie die Festigung in sich selbst. Und wieder sind wir Bibliothekare (neben anderen) zu ihren Trägern bestimmt. Denn wir bleiben, auch wo wir uns auf irgend einem Fachgebiet ansiedeln können, doch immer die Nachkömmlinge der alten Polyhistoren. Wir verhehlen uns die Schwächen des Polyhistorismus nicht: er kann in wirre Vielwisserei ausarten und in erschreckender Oberflächlichkeit enden. Aber wir dürfen trotz solchen Gefahren (die wir schon halbwegs bannen, wenn sie uns nur zum Bewußtsein kommen) doch die wertvollen Seiten dieser vom Berufe von uns geforderten Haltung würdigen: geistige Wachheit, Beweglichkeit, Biagsamkeit, Spannweite! Mancher hochwertige Spezialist würde sich wundern, wieviel geistige Kraft und Energie es braucht, sich täglich von neuem auf noch unbekanntem Gebieten zurechtzufinden, stündlich vor fast unerfüllbare Forderungen gestellt zu sein und über dem ständigen Anstoßen an den persönlichen Grenzen den Mut zur Leistung nicht zu verlieren.

Von uns aus gesehen, verlangen die Ansprüche des Berufs Zerdehnung, oft Überspannung. Liegt nicht gerade darin der Ansporn, über uns hinauszuwachsen? Fragte man mich nach den Eigenschaften, die einen Kandidaten für unseren Beruf untauglich machen, so würde ich vieles als läßliche Sünden passieren lassen und selbst

¹² Gegensätzlichkeit der Anforderungen gehört ebenfalls zu den bezeichnenden Zügen unseres Berufsbildes. Wir benötigen Naturen, die peinliche Gewissenhaftigkeit mit entschlossener Großzügigkeit zu vereinen vermögen, Konzentrationsfähigkeit mit weitem Interessenkreis, Liebe zum Kleinen und Unscheinbaren mit Übersicht über große Zusammenhänge, Stetigkeit mit Wendigkeit, praktische Begabung mit theoretischer Befähigung, Verständnis für die Gegenwart mit historischer Einsicht usw. Einseitige Fachleute sind in Bibliotheken schwer verwendbar. Dieses Erfordernis einer ungewöhnlichen Breite in den Charaktergrundlagen des Einzelnen macht es verständlich, warum angeborene Begabung für den Bibliotheksberuf selten ist; denn nicht oft finden sich so vielseitige und widersprechende Anlagen beisammen. Auch dies wäre bei der Bewertung der beruflichen Leistungen zu berücksichtigen.

die Flüchtigkeit noch tolerieren (obwohl sie schon zu den bibliothekarischen Todsünden gehört), aber ich müßte unerbittlich erklären: zweierlei darf ein Bibliothekar auf keinen Fall sein: bequem und borniert.

So stellen sich die Dinge von meinem Standpunkt aus dar. Von außen her beurteilt kann man indessen wohl anerkennen, daß es eine kulturell hochwertige Aufgabe der Bibliotheken ist, in der sich fachlich immer weiter aufsplitternden Welt Stätten zu bilden, die sich noch um den Überblick über das Ganze bemühen, um die Synopsis. Ihr Bestreben, die Gesamterscheinung von Natur und Kultur irgendwie als eine Einheit zu fassen, ist nicht sinnlos und auch nicht aussichtslos. Wohl mag eine Weltharmonik, wie sie noch Kepler vorschwebte, heute angesichts der unübersehbaren Vielfalt der Einzelheiten und Methoden unmöglich sein. Trotzdem ergeben sich im Versuch, das Auseinanderstrebende zusammenzuhalten, die isolierten Gebiete aneinander zu rücken und in Beziehung zu bringen, überraschende Brückenschläge hinüber und herüber. Ist das Ziel als solches auch unerreichbar, so bleibt es doch als Leitstern unersetzlich. Auf dem endlosen Wege, den er uns weist, werden die großen Leistungen der Zukunft liegen.

Es gibt viele, obwohl im Einzelnen noch zerstreute Anzeichen dafür, daß wir hier vor einer Wende stehen. Man ist auf den verschiedensten Gebieten daran, die Abgründe des Mißverstehens zu überwinden, die Entfremdung der Fachgebiete zu mildern. Dem Auseinanderfallen der Kultur setzt man den Willen zu neuen Zusammenfassungen entgegen¹³. Das muß uns in der Erkenntnis der Notwendigkeit bestärken, daß die Bibliotheken und im besonderen die universalen Hochschulbibliotheken daran einen wesentlichen Beitrag zu leisten haben. Ihnen fällt es zu, vorausschauend die Baumaterialien für die Wiederaufrichtung der verlorenen Bildungseinheit bereitzustellen.

Solche Vorsorge fordert von uns zwei Eigenschaften, die ja Grundpfeiler des ersehnten friedlichen Zusammenlebens der Mensch-

¹³ An Stelle vieler Belege nenne ich nur das neueste Buch des Physikers Pascual Jordan: «Der gescheiterte Aufstand. Betrachtungen zur Gegenwart» (Frankfurt a. M. 1956), das einige Tage, nachdem dieser Vortrag gehalten war, erschien und willkommene Bestätigungen seiner Gedankengänge brachte. Vgl. etwa S. 43 unten: «Ich sehe in . . . dieser Zerreißung unseres Bildungsideals nichts anderes, als das Ergebnis historischer Fehlentwicklungen . . .; nicht eine Rechtfertigung . . . dieses Zustandes ist unsere Aufgabe, sondern seine Überwindung.» (Siehe dazu auch die Schweiz. Bauzeitung 1955, Nr. 42, S. 599). Vor allem enthält Jordans Kapitel «Humanismus und Naturwissenschaft» eine ausgezeichnete Darstellung der Problemlage.

heit überhaupt bilden: Toleranz und Verstehen. Auch hiefür können und sollen die Bibliotheken eine hohe Schule sein und die Bibliothekare ihre Professoren im ursprünglichen Sinne des Wortes: die, welche sich zu solchen Idealen bekennen.

Meine verehrten Kolleginnen und Kollegen! Wenn wir unseren Beruf nicht als Fron, sondern aus dem Innersten als Berufung leben und gestalten, beschenkt er uns mit einer derartigen Überfülle der Aufgaben und Möglichkeiten, daß sie der Einzelne kaum zu fassen vermag. Und es bleibt nur ein stilles Bedauern: er vermittelt uns Kenntnisse in solcher Zahl, daß sie ausgewertet zu werden verdienen. Er führt uns zu Gesichtspunkten von einer Weite, daß die Sonderkenntnisse sich fast von selber zu großen Bildern zusammensetzen; er händigt uns schließlich vermöge unserer « Geheimwissenschaft », der Bibliographie, den Schlüssel zu verborgenen Kammern aus, deren Türen selbst die Fachleute nicht leicht finden. Aber wieviel von dieser geistigen Durchbildung und Durchformung liegt doch brach, wird von der Arbeitslast erdrückt, vom Kleinkram erstickt und kommt nie zu der Wirkung, die zu wünschen wäre!

Ich sage das nicht aus dem Gelüst, den eigenen Ehrgeiz zu befriedigen, im Gegenteil aus dem Wunsch, Erkanntes für andere, Kommende festzuhalten. Es könnte lohnend sein, die Erfahrung von Bibliothekaren öfters für allgemeine Aufgaben des Kulturlebens heranzuziehen. Darin Wandel zu schaffen, übersteigt unser Vermögen; das liegt bei höheren Gewalten. Wo sie ihre Aufgabe begreifen (und es gibt Staaten, in denen dies der Fall ist), da wachsen dann auf dem Felde der Bibliotheken auch die vortrefflichen wissenschaftlichen und geistigen Leistungen der Bibliothekare, von denen zu sprechen den zeitlichen Rahmen dieses Abends sprengen würde.

Ich habe es absichtlich unterlassen. Vielleicht enttäuschte Sie das. Es wäre nicht schwer, über Kulturaufgaben zu berichten, die von einzelnen Bibliotheken ausgezeichnet gelöst wurden, etwa schon im Altertum über die Bedeutung der alexandrinischen Bibliothek für die spätantike Wissenschaft, im Mittelalter über die Rolle, die Bobbio oder St. Gallen und viele andere Bibliotheken für die Überlieferung spielen. Man könnte auf die Funktion moderner Großbibliotheken und ihrer Spezialabteilungen bei der Entwicklung ganzer Wissenschaftszweige hinweisen, auf private Gründungen, wie die Bibliothek Warburg oder die Bibliothek Martin Bodmer in Cologny, die ein Programm verwirklichen. Aber ich wollte nicht historisch vorgehen. Was hülfe es, Stoff auszubreiten, den ich vielfach aus Büchern nähme und den Sie dort selber lesen können? Was nützten uns Beispiele, bei denen dann doch jeder denkt: « Her-

vorragend, aber für mich armen Schlucker kommt ja derartiges nie in Frage!» Ich wollte von dem reden, was uns alle brennend angeht, und wozu ich durch das unmittelbare Erlebnis unseres Berufes gekommen bin.

Lassen Sie es mich noch einmal mit Worten *Schopenhauers* sagen. Seine *Parerga und Paralipomena* enthalten ein Kapitel «Über Gelehrsamkeit und Gelehrte». Im Paragraphen 264 geht es auf die Bibliotheken ein; die Stelle lautet:

«Von dem menschlichen Wissen überhaupt, in jeder Art, existiert der allergrößte Teil stets nur auf dem Papier, in den Büchern... Nur ein kleiner Teil desselben ist, in jedem gegebenen Zeitpunkt, in irgendwelchen Köpfen wirklich lebendig... Daher sind die Bibliotheken allein das sichere und bleibende Gedächtnis des menschlichen Geschlechts, dessen einzelne Mitglieder alle nur ein sehr beschränktes und unvollkommenes haben».

Liebe Kollegen, sorgen wir dafür, daß dieses Gedächtnis nicht ein zufälliges und willkürliches, sondern ein wohlorganisiertes sei. Es muß getragen und weitergegeben werden von Persönlichkeiten, die wissen, welche Verantwortung darin liegt, die Schatzkammern der Menschheits-Überlieferung zu betreuen.

Aber auch an Sie wende ich mich, meine Damen und Herren, die Sie sich Zeit genommen haben, unserer Versammlung als Vertreter der Behörden und des Kulturlebens beizuwohnen. Helfen Sie uns, die Aufgaben zu lösen. Wir können so wenig wie andere Lebewesen im luftleeren Raum existieren. Wir brauchen Unterstützung, wir brauchen noch in höherem Grade Verständnis und Widerhall. Dann nur sind wir im Stande, unsere Pflichten im Dienste der Kultur zu erfüllen und der Öffentlichkeit tausendfältig zurückzugeben, was sie uns entgegenbringt.

Bibliotheken sollen und dürfen kein Selbstzweck sein. Nur als Übermittler und Träger des Geistigen haben sie Wert. *Oswald Spengler* schrieb im «Untergang des Abendlandes»¹⁴: «Bücher sind nichts, wenn sie nicht in Menschen, die ihnen gewachsen sind, lebendig und wirksam werden!»

¹⁴ 59. Aufl. 1924, I, S. 544.